

ANDRÉS PASCUAL  
Das geheime Lied

### *Buch*

Zwei Seelen im Einklang. Eine geheimnisvolle Partitur und eine Liebe, die die Zeit überdauern.

Michael Steiner ist ein begnadeter Musiker, der auf eine erfolgreiche Karriere zurückblickt und im Jahr 2010 sein letztes Konzert in der Pariser Opéra Garnier gibt. Vor seinem großen Auftritt erzählt er dem Operndirektor Fabien Rocher, dass er vor zehn Jahren kurz vor dem Tod seiner geliebten Frau Rachel eine einzigartige melancholische Symphonie komponiert hat, die er heute zum ersten und zugleich zum letzten Mal dem Publikum präsentieren wird. Seiner verstorbenen Gattin hatte er damals versprochen, sie genau noch ein einziges Mal zu spielen, und nun hat er es bis zuletzt hinausgeschoben – und zwar aus dem Grund, weil er Angst hat, die Erinnerung an sie könnte so verblassen. Daraufhin zeigt ihm sein Freund ein Manuskript aus der Opernbibliothek, das Ludwig XIV. auf seinem Sterbebett verfasst haben soll. Darin erwähnt er einen mysteriösen »Komponisten der Stürme«, der einst für ihn im fernen Madagaskar eine zauberhafte, geradezu heilige Melodie von unbekannter Schönheit suchen und niederschreiben sollte. Doch diese Melodie hat einen hohen Preis, den nicht jeder bezahlen kann ...

### *Autor*

Andrés Pascual, geboren 1969 in Logroño, ist Anwalt. In seinen Bestseller *Das geheime Lied* lässt er zwei seiner Leidenschaften mit einfließen, die Musik und Reisen in exotische Länder. Mit diesem Roman gelangte er 2009 in die Endauswahl des hochdotierten *Premio de Novela Ciudad de Torreveja*.

Andrés Pascual

DAS  
GEHEIME  
LIED

Roman

Aus dem Spanischen  
von Sonja Hagemann

blanvalet

Die spanische Originalausgabe erschien 2010 unter dem Titel  
»El Compositor de Tormentas« bei Random House Mondadori, S.A., Barcelona.



Verlagsgruppe Random House FSC® N001967  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream* liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung Juli 2013 bei Blanvalet,  
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH, München.

Copyright © der Originalausgabe 2010  
by Andrés Pascual Carrillo de Albornoz

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2013  
by Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: © bürosüd°, München

Umschlagmotiv: plainpicture/arcangel/Roberto Pastrovicchio

Redaktion: Anita Hirtreiter

Herstellung: sam

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Einband: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-38178-4

[www.blanvalet.de](http://www.blanvalet.de)

Für Cristina,  
meine Stille, meine Melodie



Wir träumen von Reisen  
durch das Weltall –  
ist denn das Weltall nicht in uns?  
Die Tiefen unseres Geistes kennen wir nicht –  
nach innen geht  
der geheimnisvolle Weg.  
In uns oder nirgends  
ist die Ewigkeit mit ihren Welten –  
die Vergangenheit und Zukunft.

*Novalis*



Opéra Garnier, Paris  
1. September 2010, 20.00 Uhr

*M*ichael schloss die Augen und sog das Mandarinenaroma in sich auf. Jeder wusste, dass er ohne die säuerliche Frische seines Parfüms in der Nase nicht dirigieren konnte. Einige der Orchestermitglieder wollten ihm gerne nacheifern und diskutierten nach den Proben darüber, ob es sich wohl um diese oder jene Marke handelte. Er betrachtete sich im Garderobenspiegel. Der Duft passte nicht zu seiner vornehmen Erscheinung. Er ließ den Blick über die Falten in seinem Gesicht und das nach hinten gekämmte Haar wandern, als würde er einen Fremden verstohlen mustern. Die Fliege sitzt schief, dachte er. Sorgfältig rückte er sie zurecht und achtete dabei darauf, keine Spuren auf dem makellosen Weiß zu hinterlassen. Der Frack – perfekt. Er sah nach unten. Die Schuhe – perfekt.

Es klopfte an der Tür. Es war Fabien Rocher, der Direktor des Opernhauses.

»Bitte, komm doch rein.«

»Wie sieht es aus?«

»Ich habe Lust, endlich loszulegen.«

»Mein lieber Freund ...«

Fabien trat näher und umarmte ihn. Dann ließ er sich in den Ledersessel sinken und betrachtete stolz sein Gegenüber.

»Jetzt lass doch das sentimentale Getue«, meinte Michael. »Wir sind schließlich nur zwei alte Knacker.«

»Und damit in genau dem richtigen Alter für solche Gefühlsduseleien. All die Erinnerungen ...« Sie lächelten sich an. »Wann warst du noch gleich das erste Mal hier?«

»Als Dirigent?«

»Ich glaube, damals stand irgendwas von Wagner auf dem Programm ...«

»*Lohengrin*, am 17. März 1976.«

»Stimmt. Rachel war ...«

Fabien verstummte.

»Sie war so wunderschön. Wie ein Engel thronte sie dort oben in ihrer Loge.«

»Sie war eine tolle Frau.«

Einen Augenblick lang schwiegen beide. Michael warf seinem Freund einen raschen Blick zu.

»Fabien ...«

»Ich lasse dich ja schon in Ruhe. Dann kümmere ich mich mal lieber um den Kultusminister, der ist heute Abend völlig aufgelöst. Auf der Treppe vor dem Haupteingang wimmelt es nur so von Promis und Presse«, rief er, bevor er die Garderobe verließ. »Viel Glück, Michael! Und ich bitte doch sehr um deinen Gänsehaut-Effekt!«

Während Fabien die Tür hinter sich zuzog, war von draußen kurz das immer lauter werdende Gemurmel aus dem Zuschauerraum zu vernehmen. Dort drehten sich die Musikbegeisterten auf fast zweitausend Stühlen mit rotem Samtpolster zu den politischen Führungskräften aus aller Welt um, die unter Einhaltung eines akribischen Protokolls im Gänsemarsch auf die Sitze in den ersten Reihen zuhielten. In den letzten Tagen hatte in Paris ein äußerst produktives Gipfeltreffen stattgefunden, bei dem man sich auf die Unterzeichnung einer Reihe von Umweltschutzabkommen einigen konnte, die bislang stets wie bloße Utopien gewirkt hatten. Dieses historische Ereignis wollte jener malerische Kreis von Machthabern nun Seite an Seite in dem prunkvollen Bau begehen.

»Es mögen ja nur zwei Stunden sein, aber zum ersten Mal in der Geschichte der Menschheit werden hier alle vereint sein, ver-

bunden durch die Musik«, hatte Fabien Rocher den Medien erklärt.

Es handelte sich auch nicht nur um irgendein Konzert des großen Komponisten und virtuosen Geigers Michael Steiner, der darüber hinaus als einer der besten Dirigenten galt. Nein, dies war sein letzter Auftritt. Und daher spiegelte sich in den Blicken seiner Bewunderer nicht nur die Freude darüber, eine Eintrittskarte ergattert zu haben, sondern auch das Bedauern über sein Abdanken. Wenigstens trösteten sie sich mit dem Gedanken daran, dass Steiner auf einer Pressekonferenz angekündigt hatte, er werde gegen Ende des Programms auf der Geige eine kurze Eigenkomposition vortragen, die er seit ihrer Entstehung vor Jahren noch nie vor Publikum zum Besten gegeben hatte. Dies war sein Abschiedsgeschenk an sie, der krönende Schlusspunkt einer unvergleichlichen Karriere.

Der Moment war gekommen. Michael Steiner trat aus der Künstlergarderobe, zog die Tür hinter sich zu und schritt wie so oft zuvor den schmalen Gang zur Bühne entlang. Er kam an der Maske vorbei. Das Theaterpersonal grüßte mit einem Nicken. Er bekam mit, wie der Sicherheitschef per Headset letzte Anweisungen gab. Steiner atmete einmal tief durch, schob voller Entschlossenheit den hinteren Bühnenvorhang zur Seite und eilte zum Podest.

Das Publikum brach in ohrenbetäubenden Beifall aus. Michael verbeugte sich mehrmals. Es wirkte gar nicht wie der Anfang eines Konzerts, eher wie sein Ende. Michael spürte einen Kloß im Hals. Er drehte sich um und begrüßte die sechsundneunzig Musiker des Pariser Symphonieorchesters. Auf ihren Gesichtern war Dankbarkeit zu lesen, Zuneigung, Faszination, Respekt. Nach und nach verstummte der Applaus. Man vernahm nur noch das leise Quietschen der gummierten Stuhlbeine auf den Bühnenbrettern und das dumpfe Dröhnen der Violoncelli, als sie auf dem Boden aufgesetzt wurden. Einige Musiker warfen

noch einen raschen Blick auf die Partitur, andere schlossen die Augen für ein kurzes Stoßgebet, ein Versprechen oder eine persönliche Widmung. Nach einer altbekannten Geste kehrte völlige Stille ein, und alle Augen ruhten nun auf dem Dirigenten.

Langsam hob Michael die Arme bis auf halbe Höhe.

So verweilte er länger als erwartet.

Niemand wagte es auch nur zu atmen.

Dann ließ er den Taktstock fallen.

Die Musiker sahen fassungslos zu, wie der Stab aus Zedernholz auf dem Podium aufschlug. Mit leerem Blick verharnte der Dirigent unbewegt wie eine Wachsfigur, um die herum die Zeit stillsteht. Vor Hunderten von bestürzten Augenpaaren verließ Michael die Bühne. Dabei wirkte er zwar angespannt, aber auch unglaublich stoisch. Nur der Klang seiner Schritte begleitete ihn. Sekunden später schob er sich am schwarzen Bühnenvorhang vorbei und verschwand im Durcheinander aus Scheinwerfern und Kabeln, zwischen den riesigen Kulissen des dunklen Sees einer Fantasiewelt.

Während das komplette Opernhaus von einer Woge immer lauter ertönenden Murmelns erfasst wurde, öffnete Michael hinter der Bühne eine Tür und stieg taumelnd eine Treppe bis zum obersten Stock hinauf. Er huschte eilig den Gang mit ockergelben Wänden entlang und flüchtete in einen Raum, der im Allgemeinen als »Rollschuhbahn« bezeichnet wurde, einen runden Saal unter der Kuppel des Gebäudes, in den Choreographen sich häufig mit ihren Tänzern zurückzogen, um ungestört an letzten Feinheiten zu arbeiten.

Von dort aus konnte man hinter großen Bullaugen, durch die jetzt sanftes Mondlicht in den Raum fiel, die Dächer des Zentrums von Paris betrachten. Hier fühlte Michael sich sicher. Er öffnete den Knopf seines Kragens, ließ sich auf die gewachsenen schwarzen Dielenbretter sinken und begann zu husten und zu schluchzen.

Im Hintergrund waren die ersten Takte von Dvořáks Symphonie *Aus der Neuen Welt* zu erahnen. Kurze Zeit später vernahm er draußen Stimmen, und jemand öffnete vorsichtig die Tür. Es war Fabien Rocher, gefolgt von dem Sicherheitschef des Theaters und einigen Polizisten.

»Ich kümmere mich um ihn«, beruhigte Fabien sie.

»Lassen Sie mich durch«, befahl ein Inspektor, der sich der Situation annehmen wollte.

»Das hier ist mein Opernhaus«, stellte sich ihm der Direktor mit der richtigen Mischung aus Respekt und Unnachgiebigkeit entgegen. »Und das ist Michael Steiner. Mein Gott, was für ein Problem haben Sie?«

Er machte dem Inspektor, der nur mit einer resignierten Geste antwortete, die Tür vor der Nase zu und ließ sich neben dem Dirigenten auf dem Fußboden nieder. Ein paar Minuten lang betrachteten sie ihr dunkles Abbild im großen Spiegel neben der Tür. Niemand sagte ein Wort. Durch die Scheiben war leise das Dröhnen der Hörner zu vernehmen. Die Kuppel des Raumes schwang bei jedem Paukenschlag sanft mit.

»Es tut mir leid«, brachte Michael schließlich hervor.

»Dein Ersatz ist ein guter Dirigent«, beruhigte ihn Fabien. »Aber falls du an irgendeinem Punkt wieder übernehmen möchtest ...«

Michael warf ihm einen Blick voller Hilflosigkeit zu.

Fabien wurde klar, dass sein Freund heute Abend nicht mehr ans Dirigentenpult treten würde.

Niemand würde seine geheime Melodie zu hören bekommen.

»Wegen der Presse wird uns schon irgendwas einfallen, überlass das ruhig mir«, erklärte er behutsam. »Ich rufe meinen Fahrer, damit er dich ins Hotel bringt.«

Michaels Fassade schien in sich zusammenzustürzen. Er schlug die Hände vors Gesicht.

»Es ist nur ...«, schluchzte er. »Also ...«

»Du musst mir gar nichts erklären«, beteuerte Fabien, der sicher war, dass seinen Freund viel zu schmerzhaft Dinge bekümmerten, als dass er in diesem Moment darüber sprechen konnte.

»Aber vielleicht liegt genau da das Problem«, fuhr dieser fort, das Gesicht noch immer in den Händen vergraben. »Ich habe schon so lange geschwiegen ...« Er streckte die Arme aus. »Ich kann mich ja noch nicht einmal von ihrem Duft trennen!«

Damit hatte Fabien nicht gerechnet.

»Wovon redest du?«

»Ich benutze seit Jahren ihr Parfüm!«, verriet ihm Michael, der jetzt laut wurde. »Ich brauche Rachel! Ohne sie habe ich noch nie irgendetwas zustande gebracht!«

Fabien versuchte, die richtigen Worte zu finden.

»Weißt du, du trägst Rachel doch in dir.«

»Sie ist in mir, sie ist um mich herum ... Sie ist überall!«

»Wie denn das?«

»Es ist wegen dieser verfluchten Melodie!«

»Meinst du ...«

»Das Violinstück, das ich heute Abend spielen wollte. Die rätselhafte, geheimnisvolle Melodie«, erklärte er mit einem Anflug von Ironie.

»Was hat dein Werk denn mit Rachel zu tun?«

Michael atmete keuchend ein.

»Ich habe die Melodie vor zehn Jahren komponiert«, begann er. »Und während ich sie spielte, wurde mir bereits klar, dass es sich um ein einzigartiges Stück handelte. Es war mit keiner meiner bisherigen Kreationen vergleichbar. Am Anfang fragte ich mich noch, ob ich vielleicht unbewusst irgendeine fremde Komposition abgekupfert hatte. Als mir klar wurde, wie absolut perfekt das Stück war, konnte ich es kaum glauben. Mir kam sogar der Gedanke, dass vielleicht irgendein Gott die Melodie in einem anderen Universum erschaffen und mich dann persönlich auserkoren hatte, um sie in diese Welt zu bringen.«

»Das hast du nie erwähnt«, warf Fabien ein, als Michael kurz verstummte.

»Ich musste Rachel sofort davon erzählen«, fuhr dieser fort. Für einen Moment spielte ein Lächeln um seine Lippen. »Ich erinnere mich noch daran, dass sie an dem Tischchen vor der Balkontür saß und an einer ihrer Geschichten schrieb. Ich habe ihr die Melodie gleich dort vorgespielt. Sie war wie vom Donner gerührt, und als ich den Bogen sinken ließ, blieben wir ein paar Minuten stumm und sahen uns einfach nur in die Augen. Wir waren wie gefesselt, ich stand da mit meiner Geige, und sie hielt den Füller noch in der Hand.« Michaels Tonfall veränderte sich. »Am nächsten Tag bekamen wir die Ergebnisse ihrer Untersuchungen. Was darin stand, weißt du ja. Es machte mich bald wahnsinnig. Ich war völlig besessen von der Idee, dass ihre Krebserkrankung der Preis war, den ich für diese Melodie zahlen musste.«

»Wie kannst du so etwas nur ...«

»Du hast sie ja nicht gehört«, unterbrach ihn der andere ernst.

»Michael ...«

»Entschuldige ... Rachel wurde auch immer wütend, wenn ich das ihr gegenüber angedeutet habe. Sie war eben in allem besser als ich. Sie erkannte die Dinge mit solcher Klarheit ... Sie sagte immer, dass jeder sein Leben hingeben würde, wenn er dafür nur so etwas Schönes hören durfte.« Vor lauter Rührung spürte Fabien einen Kloß im Hals. Er legte seinem Freund die Hand auf die Schulter. »Ich habe geschworen, dass ich die Komposition nie wieder spiele. Das brachte sie in Rage, aber irgendein Opfer musste ich ihr einfach darbringen. Ich würde auf dieser Welt verweilen, während sie ... Diese verfluchte Melodie sollte nie wieder an irgendein Ohr dringen, sei es nun menschlich oder göttlich.«

»Erzähl weiter«, forderte sein Freund ihn auf.

»Rachel fügte sich meiner Entscheidung, aber sie stellte eine Bedingung. Sie bat mich darum, das Stück nach ihrem Tod noch einmal zu spielen. Nur ein einziges Mal.« Eine verstohlene Träne

rann ihm übers Gesicht und fiel auf sein weißes Hemd. »Sie hat gesagt, die Melodie sei ihr Wegweiser, die Noten würden ihr im Himmel einen magischen Pfad ebnen und ihre Seele sicher ins Paradies geleiten.«

Er brach in Tränen aus.

»Michael ...«

»Jetzt ist Rachel schon fast zehn Jahre tot, und ich habe es immer noch nicht über mich gebracht, das Stück wieder zu spielen! Ich kann sie nicht ziehen lassen, ich brauche sie hier bei mir, sie muss mir dabei helfen, diese Einsamkeit zu ertragen, die mich noch um den Verstand bringt. Dabei weiß ich, dass sie gehen wollte, es hat ja keinen Sinn, sich an das Diesseits zu klammern. Wie selbstsüchtig ich bin, ist wohl kaum zu ermessen. Ich bin so ein Egoist!«

»Jetzt sag doch so was nicht ...«

»Aber es stimmt ja. Und ich bin mir dessen wohl bewusst, gleichzeitig komme ich jedoch nicht gegen mich selbst an. Oh Gott! Rachel hat mich darum gebeten, sie fleht mich jeden Tag an, aber wenn ich die Melodie spiele, dann werde ich sie für immer verlieren.«

Die beiden Männer umarmten sich lange.

»Mach dir keine Sorgen ...«, flüsterte Fabien ihm ins Ohr.

»Rachel wartet auf der Mondinsel auf dich.«

Beide schwiegen kurz. Im Konzertsaal rissen im vierten Satz leidenschaftliche Violinen das Publikum auf dem Weg zum Höhepunkt der Symphonie mit. Endlich wagte es Michael, die Frage zu stellen: »Was willst du damit sagen?«

In genau diesem Moment öffnete der Sicherheitschef die Tür zur Rollschuhbahn. Er versuchte, dabei keinen Lärm zu machen, die Angeln quietschten allerdings lauter als erwartet.

Fabien nutzte die Unterbrechung.

»Komm mal mit.« Er zog Michael hoch. »Ich möchte dir etwas zeigen.«

»Es geht mir aber schon viel besser, wirklich«, winkte sein Freund ab und versuchte, gefasster zu wirken, als er eigentlich war. »Ich kann zu Fuß zum Hotel gehen.«

»Ich bitte dich einfach nur um ein paar Minuten deiner Zeit. Komm doch kurz mit ins Bibliotheksarchiv.«

»Was für ein Archiv denn?«

Michael kannte die Bibliothek im ersten Stock, die eigentlich eher ein Museum war, aber er hatte noch nie davon gehört, dass es im Gebäude auch ein Archiv gab.

»Vertrau mir.«

Auf dem Flur fanden sie ein Grüppchen Theatermitarbeiter vor, die darüber spekulierten, was dem Maestro wohl zugestoßen war. Fabien wies sie an, wieder zu ihren Plätzen hinter der Bühne zurückzukehren. Als sie allein waren, führte er Michael über einige Metalltreppen und danach durch einen engen Gang, der vor einer Tür ohne jegliche Aufschrift endete. Der Theaterdirektor öffnete sie mit einem Schlüssel, den er aus der Innentasche des Smokings zog, und schaltete die Neonbeleuchtung ein. Vom ersten Moment an erkannte Michael, dass hier die wahren Schätze des Palais Garnier zu finden waren.

In jenem schmucklosen Archiv lagerten mehr als dreihundert Jahre Geschichte. Seit der Gründung der Königlichen Musikakademie durch Ludwig XIV. hatte man hier wahre Kostbarkeiten zusammengetragen: Kostüme, Modelle der Kulissen, Bilder und Zeichnungen, die das musikalische Leben in Paris zum Thema hatten, und Hunderte von Originalpartituren und -librettos.

»Hierhin hast du mich ja noch nie mitgenommen!«, rief Michael erstaunt aus.

»Wir bewahren so viel Material auf, das noch nicht katalogisiert ist«, gab Fabien zu, während er sich in einen Gang zwischen Regalen schob, »aber wenigstens ist genug Platz für alles.« Er schob einige verpackte Gemälde beiseite, um an einen Schrank zu gelangen.

»Was suchst du denn?«

»Tut mir leid, dass es so schmutzig ist«, entschuldigte sich Fabien, ohne auf seine Frage einzugehen. Er drehte den Kopf zur Seite, um die Staubwolke nicht einzuatmen, die er beim Herumräumen aufgewirbelt hatte.

Dann reckte er sich, öffnete eine Schublade und zog ein Kästchen in einer schützenden Stoffhülle hervor. Er setzte es auf den Tisch des Archivars und öffnete es mit fast zärtlicher Sorgfalt.

»Da haben wir es ja schon.«

Stolz deutete er auf das schlichte Manuskript aus nur vier Blättern, die zur Sicherheit an einer Seite zusammengenäht waren.

»Warum zeigst du mir das?«

»Es ist ein einzigartiges Stück.«

»Das sieht aus wie ein Brief.«

»Eher wie ein Testament. Eine freimütige Grundsatzerklärung vom Sterbebett einer faszinierenden Persönlichkeit.«

Fabien konnte ein Lächeln kaum unterdrücken.

»Um wen handelt es sich?«, fragte Michael, der sich der Begeisterung seines Freundes langsam nicht mehr widersetzen konnte.

»Um den Sonnenkönig.«

»Wie bitte?«

»Du hast schon richtig gehört. Diese Seiten wurden von Ludwig XIV. höchstpersönlich verfasst.«

Michael schüttelte den Kopf.

»Das ist doch unmöglich.«

»Wieso?«

»Wenn sie wirklich von ihm stammen würden, dann lägen sie wohl kaum hier herum. Das Manuskript kann nicht echt sein.«

»Hast du schon mal daran gedacht, dass die entscheidende Frage vielleicht gar nichts damit zu tun hat, ob das Dokument nun authentisch ist oder nicht?«

»Wie meinst du das?«

»Immerhin wird unser Leben doch von jenen Träumen bereichert, an die wir wirklich glauben, nicht wahr?«

Michael nahm das Dokument in beide Hände.

»Und was soll ich jetzt damit anfangen?«

»Ich möchte, dass du es liest.«

Sein Gegenüber schaute ihn verblüfft an.

»Du willst doch nicht etwa, dass ich mir das jetzt ansehe?«

»Es sind doch nur vier Seiten.«

»Fabien, heute steht mir der Sinn wirklich nicht nach ...«

»Wenn du es gelesen hast, wirst du mich verstehen.«

Fabien Rocher wischte mit der Hand über zwei Klappstühle und schob sie heran. Als er die Tischlampe einschaltete, fiel ein gelber Lichtkegel auf das Manuskript.

Michael fuhr mit den Fingerspitzen über den ersten Satz:

*Ich bin ein König, der hier auf seinem Bett ruht,  
auf der Seite des gesunden Beins.*

Er sah zu seinem Freund hoch.

»Ich bleibe und leiste dir Gesellschaft«, flüsterte Fabien. »Du musst nichts weiter tun, als es zu lesen.«

Nach dem, was er sich im Theater geleistet hatte, war das wirklich nicht zu viel verlangt. Michael sagte nichts weiter, ließ nur ein ersticktes Seufzen vernehmen und wandte sich wieder dem Text zu:

*Ich bin ein König, der hier auf seinem Bett ruht, auf der  
Seite des gesunden Beins. Wundbrand zerfrisst mich, und wäh-  
rend ich diese Zeilen schreibe, erfasst mich lähmende Angst.  
Viel größer als die, die Matthieu verspürte, als die Wellen ihn  
auf den Grund des Meeres zu reißen drohten. Ich schaudere vor  
Entsetzen, fürchte aber nicht den Tod, sondern vielmehr das, was  
mich im Jenseits erwartet. Meine Hand zittert so sehr, dass ich*

*immer wieder die Feder beiseitelegen muss, weil ich Tinte vergieße und die Zeilen beschmutze, die ich bereits geschrieben habe. Als ich Frankreichs Thron bestieg, war ich erst vier Jahre alt. Ich hatte siebzehn Kinder von drei Müttern, führte siegreiche Kriege, beherrschte Europa und erweiterte die Kolonien. Das alte Jagdschloss Versailles verwandelte ich in den prunkvollsten Palast der bekannten Welt, der fremde Botschafter überwältigte und die Künstler berauschte, die in seinen Gärten Musik, Tanz und Theater darboten. Und jetzt, in welchem Winkel meiner Seele ist dies alles nun zu finden? Wie kann es sein, dass mir nicht einmal ein loses Blütenblatt von all dieser Pracht geblieben ist? Wie kann ich denn bloß den Verbrennungen ebenjener Sonne erliegen, die mir den Namen gegeben hat? Verfluchter Wundbrand, verdamme sterbliche Hülle!*

*Das Blut in meinen Adern stammt von Habsburgern und Medici – dennoch verdirbt es, und ich kann nichts dagegen tun. All meine ehelichen Kinder sind tot, und als Erbprinz bleibt mir nur ein fünfjähriger Urenkel. Mein Vermächtnis wird aus einem eiteln Kampf um die Thronfolge bestehen, um meine Besitztümer, um Frankreich. Und Versailles wird mit mir untergehen, Stein für Stein.*

*Und deshalb schreibe ich hier bei trübem Kerzenschein, während ich die neue Mischung von Aromen einatme, die der königliche Parfümeur zusammengestellt hat, um die Fäulnis meines Körpers zu überlagern. Ich schreibe in einer unbequemen Haltung und stütze das Pergament dabei auf meinem Seidenkissen auf. Der Schmerz in meinem Bein ist jedoch nichts gegen den, der mir die Seele zerfrisst.*

*Ich liege im Sterben, und dabei peinigt mich eine einzige Erinnerung: die an die Augen eines jungen Hofmusikers, den ich ohne Gnade nach Afrika schickte. Matthieu Gilbert, so hieß dieser einzigartige, einmalige Mensch, der Violinist, dem ich es verwehrt, mir den Weg zur Mondinsel zu zeigen. Nicht ich,*

*sondern er ist wohl dem Samen eines Gottes entsprungen. Selbst nach alledem, was ich ihm angetan hatte, bot er mir noch das Beste, was er besaß. Und ich habe ihn verachtet, habe auf ihn herabgesehen ... Jedes einzelne seiner Worte voller Schönheit, voll vollkommener Arglosigkeit und Reinheit, quälte mich. Seine Vergebung war meine Strafe. Warum hast du mich nicht gehasst, verfluchter Matthieu?*

*Ich richte mich auf, schiebe lustlos das Pergament beiseite und betrachte meine Umgebung: die Teppiche mit Jagdszenen an den Wänden meiner privaten Gemächer, den Tisch mit Karten der Gebiete, die jüngst kapituliert haben, die Schnallenschuhe mit Perlen, die meine Gemahlin beim Handwerksmeister auf der Saint-Michel-Brücke gekauft hat, und mir wird klar, dass ich einfach alles falsch gemacht habe. Deine Musik war wie das Leben: Sie war Leidenschaft, Macht und Schmerz. Warum konnte ich nicht erkennen, dass deine Geige der Schlüssel zu meiner Erlösung war, zur Erlösung Frankreichs und der ganzen Welt?*

*Wie anders hätte mein Tod dann ausgesehen! Ich weiß, dass mir lediglich ein paar Stunden bleiben, bevor auf meinem Bett bloß ein Bündel totes Fleisch liegt, und ich denke nur noch zurück an die Nacht, in der du dein erstes Unwetter komponiert hast ...*



# ERSTER AKT



*Matthieu* wurde 1664 in einem Stadtviertel von Paris gezeugt, in dem es von Ratten und Geigen nur so wimmelte. Seine Mutter, die junge Marie, arbeitete als Dienstmädchen im Haus eines Schreibers, der dumm genug war, sie am Ende des Frühlingsfestes zum Tanz gehen zu lassen. Matthieus Vater konnte jeder der drei Soldaten sein, die am Osttor des Platzes Wache standen, um Händel zu vermeiden. Marie wusste nie mit Sicherheit zu sagen, bei welchem der drei sie schließlich gelandet war, so betrunken hatten die Männer sie bei einem improvisierten Trinkspiel gemacht.

Es war schon vor seiner Geburt vorherbestimmt, dass Musik in Matthieus Leben eine große Rolle spielen sollte. Während der neun Monate im Bauch seiner Mutter durfte er mit anhören, wie der Organist Marc-Antoine Charpentier, einer der wichtigsten Komponisten Frankreichs, den Tasten seines Instruments seine besten Werke entlockte. Wer wäre diesem Zauber nicht anheimgefallen? Charpentier war der Bruder des Schreibers, für den Marie arbeitete, auch wenn die beiden Männer nur wenig gemein hatten. Während der Schreiber zum konformistischen Bürgertum gehörte, lebte Charpentier in der unangepassten Welt der Musiker, in der die einzigen zu befolgenden Regeln die der Notenlehre waren. Sein Bruder wusste um die Nachlässigkeit von Genies und schickte daher jeden Tag sein junges Dienstmädchen zur Saint-Louis-Kirche, wo der Künstler probte, um sicherzugehen, dass er auch gelegentlich etwas aß.

»Wenn Marie ihm die Bissen nicht in den Mund schieben

würde, dann wäre er schon längst an seiner Orgel verhungert«, klagte der Schreiber oft.

Als das junge Mädchen Charpentier zum ersten Mal eines seiner Werke interpretieren hörte, war es fasziniert, aber nicht nur wegen der Schönheit der Melodie und der perfekten Harmonie. Auch sein Anblick machte Marie sprachlos. Wenn er dort oben thronte und genau die richtigen Tasten und Pedale seiner Orgel zu bedienen wusste, wirkte er wie der Schöpfer der ganzen Welt.

Von diesem Moment an gewöhnte Marie es sich an, zunächst das Essen auf ein Tischchen zu stellen, auf dem Charpentiers Kohlestifte und leere Partituren lagen, und dann noch eine Weile zu bleiben, um dabei zuzuhören, wie seine Kompositionen Form annahmen. Sie hockte sich in einen leeren Beichtstuhl, strich sich mit geschlossenen Augen über den runden Bauch und begann nach und nach, durch den Kreuzgang zu schweben, eingelullt von der Musik, die alles erfüllte.

Im Haus des Schreibers wurde Marie wie ein Mitglied der Familie behandelt, daher waren am Tag der Geburt alle dabei, als sich ihr Wehklagen mit Matthieus erstem Schrei vermischte. Die junge Bedienstete wusste, dass sie sterben würde, und bat ihre Herrin nur darum, das Kind wie ihr eigenes aufzuziehen.

»Es wird sein, als hätte ich Zwillinge geboren«, beruhigte sie die Frau des Schreibers, die ein paar Tage zuvor selbst einen Jungen namens Jean-Claude zur Welt gebracht hatte.

Marie schloss für immer die Augen, und Matthieu blieb in einer Familie zurück, in die er eigentlich nicht gehörte: im Haus eines wohlhabenden Intellektuellen, der sich den Lebensunterhalt damit verdiente, offizielle Dokumente für Angehörige des Parlaments zu verfassen. So ein Mensch würde sich für seinen Adoptivsohn nun wirklich kein Leben als Geiger wünschen, aber er musste bald akzeptieren, dass niemand seinem Schicksal ent-rinnen kann.

Seit dem Tag seiner Geburt übten Musik und alles, was damit

zu tun hatte, eine fast krankhafte Anziehungskraft auf Matthieu aus. Wenn vor dem Fenster ein Straßenmusikant vorbeizog, kreischte der Junge, bis seiner Mutter die Ohren dröhnten, damit man ihn am Fenster hochhob. Und er konnte stundenlang weinen, nur um zu erreichen, dass ihn jemand zu seinem Onkel brachte, wo er ihm beim Proben zusehen durfte. Er konnte allem, was ihm in die Hände fiel, Töne entlocken: Oft ließ er seinen kleinen Zeigefinger über den Rand eines Glases gleiten und brachte es so zum Singen, oder er verbrachte Stunden damit, mit einem Löffel auf den Tisch zu schlagen und dabei den Rhythmus einer Melodie nachzuahmen, die er nur ein einziges Mal gehört hatte und die er in Gedanken wie ein Besessener immer und immer wieder durchging. An seinem fünften Geburtstag geschah dann das, was sein Schicksal für immer besiegeln sollte.

An jenem Nachmittag im August fiel die Sonne glühend heiß auf das Haus. Als der letzte Gast eintraf, erschien im Zimmer der kleine Matthieu – den schon seit einer ganzen Weile niemand mehr gesehen hatte – mit der erwartungsvollen Miene, die Künstler bei ihrem ersten Auftritt vor Publikum zur Schau stellen. In der Hand hielt er einen Stock, der etwa einen halben Meter lang war und mit dem seine Mutter sonst bei der Seifenherstellung Wasser, Fett und Natron im Kessel rührte. Er legte sich den Knüppel auf die Schulter, blickte die Anwesenden aus dem Augenwinkel an und begann so zu tun, als spiele er Geige, während er eine bekannte französische Weise trällerte. Die Bewegungen, die er dabei mit dem imaginären Bogen ausführte, ähnelten ganz erstaunlich denen, die ein professioneller Violinist beim Interpretieren dieser Melodie vollzogen hätte.

»Da haben wir ja offensichtlich noch einen Musiker in der Familie!«, riefen die Gäste lachend, um den Vater zu ärgern. »Einen fünfjährigen Geigenvirtuosen!«

»Deine Pläne, das Handwerk des Schreibers zu vererben, kannst du wohl begraben!« Man stieß mit gewürztem Honigwein

an. »Hier findet also ein neues Geschlecht der Komponisten seinen Ursprung.«

»Jetzt lasst doch die Scherze!«, rief der Gastgeber mit gespielter Empörung. »Ihr seid ja alle noch kindischer als er.«

Für Marc-Antoine Charpentier war dieser Auftritt seines Neffen jedoch nicht einfach nur ein Spaß. Es war ihm nicht entgangen, dass Matthieu die Dinge anders wahrnahm, anders hörte als der Rest seiner Mitmenschen. Mehr als einmal hatte er den Kleinen dabei beobachtet, wie er mit höchster Konzentration einem kaum zu vernehmenden Geräusch nachspürte oder wie er die rhythmische Folge von Alltagsgeräuschen imitierte, etwa das Flattern der Wäsche an der Leine im Wind oder den fernen Klang eines Schmiedehammers. Er hob ihn auf den Schoß und konnte sich ein zufriedenes Grinsen kaum verkneifen. Mit seinem großen Riechorgan berührte er die Stupsnase des Jungen.

»Irgendwann werde ich dir zeigen, wie man Musik lieben muss, um genauso viel Liebe von ihr zurückzubekommen«, versprach er.

»Und dein Onkel sollte sich auch lieber darauf beschränken, die Musik zu lieben«, warf der Schreiber vom anderen Ende des Tisches ein, um sich endlich all des Spottes zu erwehren. »Es gibt nämlich in ganz Frankreich keine Frau, die ihn ertragen würde.«

Die Gäste brachen in Gelächter aus.

»Mit so viel Sensibilität können französische Frauen einfach nichts anfangen«, verteidigte ihn eine Cousine.

»Und noch eine junge Dame, die Shakespeare liest!«, stöhnte der Schreiber. »Dieser Engländer hat euch allen mit seinen Versen den Kopf verdreht.«

»Mein Bruder versteht eben nicht, dass Musik uns in zweifacher Weise ergötzt, in einer Orgie des Geistes und des Fleisches«, erklärte Charpentier. »Welche Frau könnte mir das alles geben?«

»Jetzt reicht es aber mit Orgien und französischen Frauen! Und

esst endlich, sonst wird das Schwein noch kalt!«, rief die Mutter.

Charpentier wandte sich wieder seinem Neffen zu. Dieser war brav auf seinem Schoß sitzen geblieben, den Stock fürs Seifekochen noch immer in der Hand.

»Hör mir gut zu«, sprach der Komponist mit all der Innigkeit, zu der seine Stimme fähig war. Nun war der Moment gekommen, mit dem Kleinen jenes Geheimnis zu teilen, das ihm selbst viele Jahre zuvor enthüllt worden war und aufgrund dessen er sein Leben der Komposition gewidmet hatte: »Musik ist ein Mittel, mit dem Gott uns seine Liebe zeigt. Vergiss nie, dass jede Note und auch jede Pause göttliche Liebe in ihrer reinsten Form sind.«

Göttliche Liebe in ihrer reinsten Form ...

In ihrer reinsten Form ...

Diese Worte hallten in Matthieus Gedanken noch einige Sekunden nach. Es war, als hätten seine Eltern, die anderen Onkel und Tanten, sein Bruder Jean-Claude und die jugendlichen Cousinen das Fest für einen Moment unterbrochen und wären verstummt, um dieser Enthüllung, die Matthieus Schicksal besiegeln sollte, den gebührenden Respekt zu zollen.

Der Schreiber war damit einverstanden, dass Charpentier Matthieu und Jean-Claude die einfachen Grundsätze der Musiklehre erklärte, und bereits am ersten Tag geschah das Unausweichliche: Die beiden Brüder entdeckten, dass sie jede Minute ihres Daseins der Musik widmen wollten. Sie lernten gleichzeitig lesen und musikalische Notation, denn für sie waren Noten nichts anderes als Buchstaben, die sich in der Partitur zu Wörtern und Sätzen zusammenfügten und so Gefühle ausdrückten. Im Laufe der folgenden Jahre unterrichtete Charpentier sie in Harmonik und Komposition, brachte ihnen die Grundlagen von Kontrapunkt und Musikgeschichte bei und verfolgte aus nächster Nähe ihre Fortschritte an der Geige mit. Er hätte auf die beiden nicht stolzer sein können, obwohl er sich der Unterschiede zwischen den

Jungen wohl bewusst war. Jean-Claude war zweifellos ein guter Musiker, aber es war der rebellische Matthieu, der von göttlicher Eingebung gespeist zu sein schien. Es war, als ob ihm Apollo persönlich die bedingungslose Liebe der neun Musen seines Himmelschors zugesagt hätte.

Der Komponist wusste genau, wie er die musikalische Erziehung der Jungen zusätzlich zu den Unterrichtsstunden und langen Übungseinheiten gestalten musste. Er nahm sie gerne zu einem Geigenbauer mit, der dafür bekannt war, die besten Violinen in ganz Frankreich anzufertigen, damit sie sich mit dem Instrument von dem Moment an vertraut machen konnten, in dem es noch nichts weiter war als ein Stück Holz. Matthieu beobachtete für sein Leben gern, wie der Meister die Stücke mit der Bürste bearbeitete. Er stibitzte feine, hauchzarte Späne, die ein paar Sekunden in der Luft schwebten, bevor sie zu Boden sanken, und ließ die Fingerspitzen über jeden Winkel der frisch polierten Geige wandern, als erforsche er den Körper einer Geliebten. Und Jahre später erappte sich Matthieu mehr als einmal dabei, dass er Frauen lieb koste, als hielte er ein Instrument aus feinstem Zedernholz im Arm.

Die Besuche beim Geigenbauer waren nicht die einzigen Ausflüge, die die drei unternahmen. Als Matthieu und Jean-Claude die Pubertät hinter sich ließen, fingen sie an, ihren Onkel zu den Treffen gelehrter Köpfe zu begleiten, die jeden Mittwoch im Palast von Mademoiselle de Guise stattfanden, der Gönnerin des Komponisten. Marie de Lorraine, so hieß die Duchesse, hatte Charpentier an jenem Tag die Türen zu ihrem Haus geöffnet, als dieser vor vielen Jahren aus Italien zurückgekehrt war, wo in Rom die berühmtesten Musiker jener Zeit all ihr Können an ihn weitergegeben hatten. Seitdem lebte Charpentier unter ihrem Schutz und fehlte deshalb bei keiner der wöchentlichen Zusammenkünfte, die sie in ihrem Palais für die herausragendsten Musiker und Denker der Stadt organisierte. Matthieu und Jean-Claude

sehnten jedes neue Treffen herbei. Sich in demselben Raum zu befinden wie all diese künstlerischen Genies war für sie eine faszinierende Erfahrung, auch wenn ihr Onkel sie dabei stets in eine diskrete Ecke verbannte.

In letzter Zeit war bei diesen Versammlungen immer wieder das Thema Alchemie zur Sprache gekommen, ein düsterer Stoff, der ihren Onkel und seine Diskussionspartner fesselte. Matthieu würde niemals das letzte Treffen vergessen, an dem er teilnahm, bevor sich seine ganz Welt verändern sollte. Die Anwesenden waren bereits ins Gespräch vertieft, als Dr. Evans erschien, ein englischer Arzt, der sich vor einigen Monaten in Paris niedergelassen hatte und bald zu ihrer Gruppe gestoßen war.

»Habt ihr es etwa gewagt, ohne mich zu beginnen, ihr undankbaren Kameraden?«, rief er von der Tür aus und legte mit gestelzter Geste seinen Kapuzenmantel ab.

»Wer, wenn nicht Ihr, könnte uns auf den verschlungenen Pfaden der Alchemie führen?«, entgegnete die Duchesse, und die anderen Anwesenden lächelten beifällig.

»Jetzt holt schon Euer verdammtes Buch hervor!«, warf Charpentier ungeduldig ein. Damit meinte er einen faszinierenden Band mit dem Titel *Atalanta Fugiens*, welches der Engländer zu jedem Treffen mitbrachte.

Es handelte sich um ein Werk, das ein halbes Jahrhundert zuvor ein Deutscher namens Michael Maier verfasst hatte und in dem auf sehr anregende Art und Weise Alchemie und Musik in Verbindung gebracht wurden. Es steckte voller Texte, die mit zahlreichen Kupferstichen und fünfzig Partituren von Maier komponierten Fugen illustriert waren, und forderte somit zum Denken, Betrachten und Zuhören zugleich auf. Matthieus Onkel war von diesen musikalischen Rätseln wie besessen, der junge Mann hatte ihn noch nie zuvor so erlebt.

Dr. Evans schlug das Buch an einer markierten Seite auf, und sogleich wurde damit begonnen, das Geheimnis eines der Verse

zu enträtseln. Bereits nach kurzer Zeit nahm Charpentier am Cembalo Platz, um die hermetische Melodie zu interpretieren, die zu dem Fragment gehörte. Die Duchesse und ihre Gäste gaben sich in diesem Moment einer Art Trance hin, dem idealen Zustand, um dem alchemistischen Mysterium auf den Grund zu gehen. Dr. Evans stand jedoch auf einmal aus seinem Sessel auf, näherte sich Charpentier und flüsterte ihm etwas ins Ohr. Er wartete keine Antwort ab und durchquerte verstohlen den Raum, ohne dass die anderen etwas davon merkten. Nur Matthieu beobachtete ihn dabei.

Als Matthieu und Jean-Claude an jenem Abend in das Häuschen heimkehrten, das sie gemeinsam in der Pariser Innenstadt bewohnten, konnten sie nicht ahnen, dass diese heimlichen Worte, die ihrem Onkel mit englischem Akzent ins Ohr geflüstert wurden, nicht nur ihr eigenes Leben verändern sollten, sondern auch das all derer, die ihnen nahestanden.

Alles begann einige Monate später im Hochsommer des Jahres 1684. Matthieu war gerade zwanzig Jahre alt geworden und hatte sich nach unzähligen Stunden des Studiums, oft tagelangem Feilen am Fingerspiel, Besuchen in der Werkstatt des Geigenbauers und Treffen im Palast von Mademoiselle de Guise zu viel mehr als nur einem vielversprechenden Talent an der Geige entwickelt. Zu diesem Zeitpunkt war er bereits ein wahrer Meister der Violine und hatte eine glänzende Zukunft vor sich.

Dennoch machte sein Onkel sich von Tag zu Tag größere Sorgen: Der junge Musiker war überwältigt von der Atmosphäre am Hofe Ludwig XIV., einem Ambiente, in dem sich alles nur um Feiern, Luxus und überschwänglichen Wahnsinn drehte. Er hatte nur ein Ziel, nämlich so schnell wie möglich in das Orchester aufgenommen zu werden, das als »Die vierundzwanzig Streicher des Königs« bekannt war, um dann mit der Zeit zum Soloviolinisten bei Hofkonzerten aufzusteigen. Dieser krankhafte Ehrgeiz passte Charpentier überhaupt nicht. Er hätte alles dafür gegeben, dass Matthieu mehr wie Jean-Claude wäre, der sich darauf konzentrierte, seine Technik an der Geige zu verbessern, und sich dabei nicht von Dingen ablenken ließ, die nichts mit der Musik an sich zu tun hatten. Das Schlimmste daran war, dass er seinem geliebten Neffen nicht dabei helfen konnte, sich seinen Traum von Versailles zu erfüllen, nicht einmal wenn er gewollt hätte.

Denn Charpentier genoss zwar zweifellos überall großes Ansehen als Komponist, hatte trotz seiner Meisterschaft als Musiker aber weder Zugang zu höfischen Kreisen gefunden noch einen

der so begehrten offiziellen Titel erhalten, die der König den bekanntesten Künstlern verlieh. Und jeder in Paris wusste, warum: Mademoiselle de Guise, seine Mäzenin, war als erbitterte Gegnerin der Regierung Ludwigs XIV. bekannt.

Diese Ausgrenzung hatte Charpentier nie bekümmert. Er sah sie sogar als hilfreich an, da sie ihn zum einsamen Arbeiten zwang, das seine Kreativität förderte und half, sein Talent auf eine würdige Art von Musik zu fokussieren, die nichts damit zu tun hatte, einen Herrscher zu rühmen oder seine königlichen Wünsche zu befriedigen. Das wahre Problem bestand darin, dass mit seinem Ausschluss aus diesen Kreisen seinem Neffen gleichfalls der Zugang zu Hofe verwehrt war, so wie es bei jedem anderen Mitglied seiner Familie auch gewesen wäre.

Matthieu hatte diese Einschränkung allerdings nie hingenommen. Er liebte seinen Onkel und bewunderte ihn als Komponisten, aber als Mensch wollte er ihm nicht nacheifern. Warum sollte er seine Rolle als ewiger Aussätziger in Versailles akzeptieren, wenn er doch so viel mehr konnte als die Mitglieder der königlichen Orchester? Er arbeitete deshalb mit allen nur erdenklichen Mitteln weiter an seinem Traum. Es war ihm sogar gelungen, seine Verwandtschaft mit dem großen Komponisten geheim zu halten. Nicht einmal die Lehrer in der Musikschule, in der er als Anwärter auf einen Posten bei Hofe unterrichtet wurde, wussten davon.

»Wie kannst du nur vor der Welt deinen Nachnamen verleugnen!«, erzürnte sich sein Onkel oft.

»Selbst Petrus verleugnete Jesus dreimal«, spottete Matthieu dann, »und jetzt wacht er an der Himmelspforte!«

An jenem Morgen war er weiterhin fest entschlossen, sich einen Platz in seinem ganz eigenen Himmel zu sichern, und zwar um jeden Preis. Er wusste, dass sein Charme eine fast ebenso mächtige Waffe war wie seine Geige, und daher hatte er keine Bedenken, ihn bei jedem einzusetzen, der ihm vielleicht den Weg nach Versailles ebnen konnte. Und dieses Mal hatte er sich hohe

Ziele gesetzt. Er befand sich im Hause der königlichen Sopranistin, genauer gesagt in ihrem Bett, den Kopf gegen den hölzernen Pfosten des Baldachins gelehnt.

Es war noch nicht Mittag, und der Sommer tauchte Paris in ein paradiesisches Licht, vielleicht deshalb, weil die Monarchie sich auf dem Höhepunkt ihrer Pracht befand. Das Schlafzimmer der Sopranistin war im Stile der Gemächer von Versailles gehalten. Es herrschte eine erlesene Ordnung, von den makellos ausgeführten Gemälden bis hin zum Schmuckkästchen auf dem Frisiertisch, das mit seinen halbgeöffneten Schubladen zu einem Blick auf die üppigen Perlen einlud. Auf dem Fußboden rund ums Bett wurde allerdings gegen alle Regeln der Dekoration verstoßen, denn dort lagen zerknautscht die drei Röcke, die jede Dame von Stand trug: der über und über mit Schleifen verzierte äußere Rock, bekannt als *la modeste*, das »Appetitrückchen«, das ungeduldige Liebhaber bremsen sollte, und *la secrète*, dessen geheimen Spitzensaum Matthieu aber bereits vor einiger Zeit entdeckt hatte. Sein Blick ruhte auf der Schulter der Sängerin, dann ließ er ihn über die Rundung des Halses wandern, bis er ihr schließlich in die Augen sah.

»Warum schaust du mich so an?«

»Du bist einfach göttlich.«

»Und du ein aufgeblasener Mochtegermnusiker, der es wagt, der ersten Sopranistin Honig ums Maul zu schmieren.«

Matthieu strich mit der Hand über ihre nackte Hüfte.

»Gefällt es dir etwa nicht?«

»Du nutzt doch nur aus, dass ich ein unterdrücktes Eheweib bin.«

Die Sopransängerin, Virginie du Rouge, hatte einen Hauptmann der königlichen Leibwache geheiratet, den alle als »den verrückten Gilbert« kannten, einen wesentlich älteren Helden aus dem Dreißigjährigen Krieg, der noch immer den martialisches Anblick eines Soldaten an vorderster Front zur Schau

trug: In seinem Gesicht verlief eine Narbe vom rechten Auge bis zum Kinn und zerteilte ihm den Schnurrbart. Um mit diesem Mann ins Bett zu gehen, bedurfte es schon einiger Uner-schrockenheit.

»Aber ich werfe mich dir doch zu Füßen«, beteuerte Matthieu. »Wenn du mich jetzt darum bittest, dann schwöre ich dir, dass ich nie wieder für eine andere Frau Geige spielen werde.«

»Mit Schwüren soll man nicht so leichtfertig umgehen.« Sie fasste ihn ein wenig grob am Kinn. »Du bist so schön ...«

»Singst du eigentlich nächsten Sonntag im Steingarten von Versailles?«, unterbrach er sie und machte sich von ihr los.

»Wenn ich die Arie anstimme, werde ich einen Moment lang die Hände auf Brusthöhe heben. Es wird so sein, als würdest du mich dort vor allen Menschen streicheln, vor dem König höchstpersönlich.«

Matthieu lehnte sich zurück und sah die Decke an, als wollte er sich von Virginies hungrigem Mund abkehren. Sie fuhr ihm mit der Zunge über die Brust.

»Du hast mich sicher schon bald vergessen«, klagte sie, »und ich weiß nicht, ob ich das ertragen kann.«

Er antwortete nicht und beschränkte sich lediglich darauf, ihre Schenkel zu spreizen, die im Laufe der Zeit nichts von ihrer Festigkeit eingebüßt hatten. Jeder liebteste Quadratzentimeter Haut – davon war er überzeugt – entsprach einem Zentimeter auf dem Weg zu den »vierundzwanzig Streichern der Königs« oder zumindest zu einem der anderen Palastorchester als erster Schritt in Richtung Ziel. Da gab es die Kapellenmusiker, beinahe achtzig Sänger und Musiker, die Motetten zum Vortrag brachten; die Kammermusiker, die nicht nur die »vierundzwanzig Streicher« und die *pétits violons* umfassten, sondern auch ein Klavichord, Lauten, Flöten und einige Sänger, und die Stallmusiker, ein größeres Ensemble aus Trompeten, Oboen, Querflöten und Trommeln, das die anderen beiden Gruppen unterstützte, wenn es das

Ausmaß des Stückes erforderte, und sonst auch zu jeder Tageszeit im Freien musizierte.

Eine Weile später erhob sich Matthieu aus dem Bett. Er streifte so eilig sein Hemd und die Beinkleider über, die er nicht pludrig, sondern eng anliegend trug, als widere ihn die ganze Szene plötzlich an. Nachdem er seinen nackten Körper endlich verhüllt hatte, nahm er sich für den Rest der Toilette mehr Zeit. Die Sopranistin lag auf dem Bauch da und beobachtete ihn. Sie sah zu, wie der Geiger sich das schwarze Haar mit einem Lederriemen zum Zopf band, sich den Brustlatz langsam zuknöpfte und sich bückte, um die Stiefel anzuziehen. Ihr Blick ruhte auf den Muskeln seiner wohlgeformten Beine, die sich durch den strammen Stoff der Hose abzeichneten. Wie konnte ein so männlicher Körper so süße Melodien hervorbringen? Matthieu hatte kräftige Arme, aber sie endeten in feingliedrigen Fingern, deren ständige Position an die Hände griechischer Statuen erinnerte.

Und nun ließ er sie hier allein zurück, wie immer. Auf dem Gesicht der Sängerin zeichnete sich ein verächtlicher Ausdruck ab.

»Ich würde ja gerne bleiben«, entschuldigte sich Matthieu, »aber ...«

»Jetzt hör schon mit den Rechtfertigungen auf. Du bist in Gedanken ganz woanders, wenn du mich berührst. Ich weiß doch genau, wann ich jemanden erregt, egal ob es nun ein Adliger ist oder ein arrogantes Bürschchen wie du.«

»Und wie du mich erregst! Du bist schließlich die Königin der französischen Oper.«

»Wenn du erst ihr König bist, dann wirst du mir den Kopf abschlagen lassen, noch bevor ich die Arie zu Ende singe«, erwiderte sie und fuhr sich mit dem Zeigefinger über den Hals.

»Ich muss gehen«, sagte er und beendete damit die Unterhaltung, während er sich den Rock überstreifte.

»Triffst du dich schon wieder mit diesem jungen Ding?«

»Ich weiß nicht, was du meinst.«

»Als ich vor ein paar Wochen bei meiner Schneiderin in der Stadt war, habe ich gesehen, wie du Nathalie zu ihrer Kutsche begleitet hast – die blinde Nichte von André Le Nôtre, dem Landschaftsgärtner des Königs.«

»Das war bestimmt eine Verwechslung...«

»Willst du mich beleidigen? Wie schön dieses Mädchen ist, es bewegt sich wie ein Nymphe. Eigentlich kaum zu glauben, dass Nathalie nichts sehen kann.«

»Lass es gut sein.«

»Wahrscheinlich hast du ihr zuckersüße Träume von einem gemeinsamen Leben im Palast ihres Onkels in den Tuileries eingebläutert«, fuhr die Sängerin spöttisch fort.

»Ich bin mit Jean-Claude verabredet«, gab Matthieu schließlich zu.

»Ach, es geht also um deinen heißgeliebten Bruder! Was ist denn nun mit ihm los?«

»Ich weiß auch nicht so genau«, antwortete Matthieu und sah ihr in die Augen. Plötzlich kam zwischen ihnen so etwas wie Vertrautheit auf. »Vielleicht hat er sich mal wieder verliebt...« Er lachte kurz auf, um sich wieder in den Griff zu bekommen. »Nein, sicher nicht. In letzter Zeit hat er andere Dinge im Kopf.«

»Na, wenn du ihn schon nicht verstehst...«, murmelte Virginie leicht verstimmt.

»Dass wir unter einem Dach wohnen und zusammen Geige spielen, heißt nicht, dass wir auch im Gleichtakt denken«, gab er zurück.

Noch während er diese Worte aussprach, verspürte er einen Stich in seinem Inneren. Jean-Claude war für ihn viel mehr als nur ein Bruder. Sie hatten jeden Augenblick ihres Daseins gemeinsam durchlebt, denn für beide war die Existenz auf Erden nur eine noch leere Partitur, die sie begierig mit Noten und Pausen zu füllen gedachten.

»Hast du es wirklich so eilig? Wo trefft ihr euch denn?«

Die Antwort lag Matthieu schon auf der Zunge, und er war drauf und dran gewesen, ihr zu verraten, dass sie an der Saint-Louis-Kirche verabredet waren. Ein unverzeihlicher Fehler. Scharfsinnig, wie sie war, hätte sie diesen Ort sofort mit Maestro Charpentier in Verbindung gebracht, schließlich war es allgemein bekannt, dass dieser morgens die mächtige Orgel des Gotteshauses benutzte, um dort in Ruhe seine Messen zu komponieren. Und wenn Matthieu schon seinen Musiklehrern nicht enthüllen durfte, dass er mit dem verstoßenen Maestro verwandt war, dann noch viel weniger seiner höfischen Geliebten. Es war bereits heikel genug, dass Virginie überhaupt von Jean-Claude wusste. Aber sie hatte Matthieu und ihn gemeinsam auf einem Maskenball kennengelernt, bei dem die beiden Brüder mit solcher Dreistigkeit und Arroganz einfach zur Tür hereinspaziert waren, dass die Wachen es nicht einmal für nötig gehalten hatten, ihre Namen auf der Gästeliste zu suchen.

»Ich verschwinde«, sagte der Geiger schließlich.

In diesem Moment waren im Haus Geräusche zu vernehmen.

»Das würde ich dir auch raten«, bemerkte die Sängerin.

»Ist das dein Mann?«

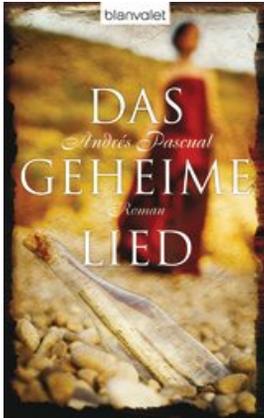
Matthieu stellte sich den Offizier mit der Narbe vor, wie er sein Schwert ablegte, den Rock abstreifte und sich auf den Weg ins Schlafzimmer machte. Es wunderte ihn, dass Virginie ruhig Blut bewahrte, denn er wusste, dass Gilbert – den man nicht umsonst »den Verrückten« nannte – ihnen beiden die Kehle durchschneiden würde, wenn er sie hier gemeinsam überraschte. Die Sopranistin wollte mit ihrer Haltung wohl seine Kaltblütigkeit auf die Probe stellen, also unterdrückte er den instinktiven Drang, sich so schnell wie möglich davonzumachen, und ging in aller Seelenruhe auf die Zimmertür zu.

»Hast du denn gar keine Angst?«, fragte sie heiter, musste aber ein Zittern der Unterlippe unterdrücken.

Matthieu verließ das Haus durch die Hintertür. Wie so oft zuvor sprang er über die Mauer in den Innenhof des Nachbargebäudes und gelangte durch dessen Stallungen auf die Straße. Der Gestank nach Pferdemist vermischte sich mit dem Aroma gerösteter Mandeln. Er bekam Hunger und sah nach oben, um das Fenster auszumachen, durch das der süße Rauch aufstieg. Dann aber dachte er daran, dass er ohnehin schon zu spät kommen würde, und er machte sich endlich auf den Weg in Richtung Notre-Dame.

*B*is zur Kirche war es nicht weit. Matthieu machte einen Bogen um die Kathedrale und überquerte die rote Brücke, die die Cité mit der Saint-Louis-Insel verband. Er nahm gerne die Abkürzung über jenes Gelände, auf dem sich bereits seit Jahrzehnten eine Baustelle befand. Jahrhundertlang war die Insel als *Île aux Vaches* bekannt gewesen – da auf ihr nur Kühe gegrast hatten –, aber ein aufgeweckter Bauunternehmer hatte sich überlegt, dass ihre Nähe zum Stadtzentrum ihr eine goldene Zukunft beschere konnte, und begonnen, dort ein Gebäude nach dem anderen hochzuziehen. Matthieu dachte bei sich, dass dies ein guter Ort wäre, um dort zu leben, noch besser als der kleine Palast von Nathalies Onkel, über den die Sängerin so spöttisch gesprochen hatte.

Er erreichte die Rückseite der Kirche, ging um das Gotteshaus herum und blieb vor den sechs imposanten Säulen stehen, die die Freitreppe am Eingang säumten. Im Inneren erklang immer lautere Musik. Charpentier war da und heute offensichtlich besonders inspiriert. So dröhnend ertönte die Orgel, dass die Kirchenfenster schier zu zerspringen drohten. Bevor er eintrat, lauschte Matthieu den Klängen einige Sekunden. Er hörte immer gerne zu, wenn sein Onkel Fragmente seiner neuen Kompositionen spielte. Es machte ihm Spaß, diese Bruchstücke in Gedanken zu vollenden und später zu überprüfen, ob das fertige Werk dem ähnelte, was er sich ausgemalt hatte. Als er die Tür aufschob, trafen ihn die vier Stimmen, die sein Onkel gleichzeitig zu interpretieren vermochte, mitten ins Herz. Der Maestro fand sich mit



Andrés Pascual

**Das geheime Lied**

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 12,5 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-442-38178-4

Blanvalet

Erscheinungstermin: Juni 2013

Der preisgekrönte spanische Bestseller

Paris, 2010. Der Violinist Michael Steiner verlässt die Bühne, ohne eine Note gespielt zu haben. Nur Fabien Rocher, dem Operndirektor, vertraut er sich an: Auf ihrem Sterbebett verspricht er seiner Frau, die Melodie, die er für sie allein komponiert hatte, noch einmal zu spielen, aber es ist ihm nie wieder gelungen. Daraufhin gibt ihm Rocher ein Manuskript, das Ludwig XIV. verfasst haben soll. Es erzählt von einem mysteriösen »Komponisten der Stürme«, der einst nach dem allmächtigen Lied der Seele suchte, das sich nur wahren Liebenden offenbart. Doch dafür muss man einen hohen Preis zahlen ...